

## Die geistige Gestalt des gegenwärtigen Judentums

Die umwälzenden weltweiten wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen der letzten fünf oder sechs Dezennien haben in wohl allen Religionsgemeinschaften zu oft sehr tiefgreifenden neuen Entwicklungen, zu Reformen oder neuen Formen oder ganz einfach zu Verfallserscheinungen geführt. Besonders in Religionen mit strengen religionsgesetzlichen Bindungen zeigten sich starke Tendenzen zu wirklicher oder nur scheinbarer Vergeistlichung: Gebote, deren Ausführung beschwerlich und deren praktischer Wert nicht einsichtig ist, werden auf ihren Gehalt überprüft und nach ihrer wirklichen oder scheinbaren Intention modifiziert. Solche Entwicklungen fanden auch im Judentum statt, hier oft unter dem Einfluß der veränderten Umweltsbedingungen: Die weltweite Diaspora war den verschiedenen geistigen und materiellen Einflüssen der jeweiligen Umwelt ausgesetzt. Die Eigenart der Entwicklung im Judentum ergab sich von daher, daß das Judentum zugleich eine „ethnische“ Gemeinschaft ist. Während in jeder anderen Religionsgemeinschaft der Agnostiker oder Indifferente seine Gemeinschaft in irgendeiner Form verlassen kann, bleibt auch der agnostische Jude der Gemeinschaft des Glaubensvolkes mehr oder weniger verbunden. Die bis in die jüngste Gegenwart immer wieder aufflackernden Judenverfolgungen machen das Judentum auch zu einer Schicksalsgemeinschaft.

### *Judentum und Israel*

Die Neugründung des Staates Israel hat hier aber noch einmal ganz eigene Verhältnisse geschaffen. Nur scheinbar war dies ein Ansatz zur Normalisierung der jüdischen Lebensbedingungen mit der Möglichkeit der „normalen“ Fortentwicklung vom Glaubensvolk zu einem Staatsvolk, der Trennung von Religionsgemeinschaft und Volk mit all ihren Konsequenzen. Für nicht wenige Juden mag sich dies so darstellen. In der Tat aber hat gerade das letzte Jahr gezeigt, daß hier noch etwas ganz anderes entsteht, nämlich die konkrete Aufnahme biblischer Landverheißungen auch im religiösen Leben der Juden. Während im letzten Jahrzehnt oft die geistigen und materiellen Spannungen zwischen der jüdischen Diaspora und dem Staat manchmal bis zur Krise gediehen sind (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 530 ff.), zeigte der Krieg im Juni 1967 eine tiefe, vorher von vielen nicht einmal wahrgenommene Solidarisierung der Diaspora mit Israel. Diese gilt nicht dem Staat und seinen Institutionen als Ausdruck jüdischer Eigenstaatlichkeit und nicht nur dem im Lande lebenden Teil der Juden. Israel erwies sich nicht so sehr als (ein) Mittelpunkt denn als eine Mitte. (Die Gefährdung Israels erschien als eine Gefährdung der Gesamtheit und nicht nur eines Teiles des Volkes.) Diese Erscheinungen sind bis heute noch nicht richtig artikuliert und dementsprechend auch noch nicht geistig verarbeitet — wenn man von billigen politischen Thesen absieht. Man kann nur feststellen, daß „Israel“ im jüdischen Bewußtsein integriert wird, und zwar so, daß der Terminus und Begriff zwar auch Land und Leute meint, vor allem aber doch einen Wert, der eher religiös ist. Wie auch sonst im Judentum lassen sich eben die innerweltlichen nicht von den transzendierenden Werten trennen. Hinzu kam nach der Eroberung der Altstadt Jerusalems eine tiefe

Überraschung über die Möglichkeit, daß ein Stück biblischer Verheißung wahr geworden sein könnte (vgl. Herder-Korrespondenz 21. Jhg., S. 473 f.). Diese Reintegration Israels im jüdischen Bewußtsein erhält selbstverständlich in allen Gruppen eine eigene Ausprägung. Man kann diesen Erscheinungen heute bei allen Gelegenheiten begegnen.

Sehr deutlich zu tragen kam diese Entwicklung auf einer von der Katholischen Akademie in Bayern am 10./11. Februar 1968 veranstalteten Tagung zum Thema „Die geistige Gestalt des heutigen Judentums“. Die Aufgabenstellung lautete: Welche geistigen Kräfte stehen hinter dem Phänomen „Judentum“ heute? — eine Frage, die in zwei Tagen wohl kaum zu beantworten war. Die Tagung war wohl eher als ein informativer Beitrag zum christlich-jüdischen Gespräch gedacht und hätte als solcher kaum beachtliche Ergebnisse gezeitigt. Die Münchener „Jüdischen Nachrichten“ bemerkten dann auch, daß die Tagung für den Juden wenig Überraschendes brachte (23. 2. 68). Durch einen unvorhergesehenen Wechsel der Referenten, J. Bloch aus Berlin mußte für den erkrankten Burghard Freudenfeld referieren, kam es auf dieser Tagung zu einer ebenso ehrlichen wie heftigen Diskussion zwischen Bloch und Prof. E. Simon aus Jerusalem, die mehr von der geistigen Gestalt des heutigen Judentums erkennen ließ, als von einer solchen Tagung zu erhoffen war.

### *Jüdischer Pluralismus*

Die jüdischen Referenten (E. L. Ehrlich, Basel, Prof. E. Simon, Jerusalem, und J. Bloch, Berlin) repräsentierten nicht nur jene jüdische Mitte, die ein geistiges Verhältnis zur nichtjüdischen-christlichen Welt sucht, sondern auch jene schwankende Mitte im Judentum zwischen dem laizistisch-nationalistischen Lager (dem man Bloch fast zurechnen muß) oder religiös indifferenten Judentum und der jüdischen Orthodoxie. Diese beiden Außengruppen fehlten nicht zufällig, weil sie vielleicht nicht geladen wurden, sondern weil sie für ein Gespräch auf letztlich religiöser Basis auf Grund ihres weltanschaulichen Standortes innerhalb des Judentums nicht zu gewinnen sind. Prof. Friedrich Heer stellte in seinem Referat „Jüdische Messianismen im 20. Jahrhundert, Probleme des jüdischen Marxismus“ gerade diesen äußeren linken Flügel dar. Doch jüdische Marxisten würden ihr Judentum eher als akzidentuell betrachten oder, wenn sie Israelis sind, als nationale Gegebenheit.

E. L. Ehrlich stellte das, was dem Außenstehenden am Judentum als Zerrissenheit erscheinen mag, als einen religiösen Pluralismus dar. Der Mangel an (theologisch-dogmatischem) System sei ein Merkmal des Judentums. Judentum ist Lebenshaltung, nicht Dogma, und die heute zu beantwortende Frage laute: Wie integriert man Judentum im täglichen Leben? Damit das Judentum überdauere, müsse es, wie jede Religion, hinreichend wandelbar sein, um den Erfordernissen der sich wandelnden Welt gerecht zu werden, aber doch auch statisch, um nicht den Zusammenhang mit der Tradition zu verlieren. Das Judentum muß modern sein, um noch im Herzen der Kinder verankert werden zu können, und doch seinen ewigen Wert behalten. Es muß auch dem Wesen des Judentums als Volksgemeinde entsprechen: Die Konfessionalisierung würde zum Untergang des Volkskörpers führen, so wie das konfessionalisierte Reformjudentum (das allerdings seit den dreißiger Jahren eine positive Stellung zum jüdi-

schen Staat bzw. zum Zionismus bezogen hat) Geist ohne Leib ist. Aber nur jüdischer Nationalismus sei Leib ohne Geist. Ehrlich stellte entschieden in Abrede, daß die israelischen Juden in ihrer Mehrheit areligiös seien. Man dürfe nicht das Ende der jüdischen Religion in Israel dekretieren. Der israelische Jude sei eben mehr einem biblischen Geschichtsbewußtsein verbunden als dem Ritus.

Die gegenwärtige Situation, das Nebeneinander verschiedener Observanzen und Tendenzen im religiösen Judentum, oder das, was Ehrlich als jüdischen Pluralismus bezeichnet, gebe dem einzelnen Juden die Möglichkeit der Wahl und Entscheidung und sei daher ein wünschenswerter Zustand, der auf keinen Fall geändert werden dürfe. Die Schaffung einer zentralen Religionsbehörde, etwa als erneuertes Synedrium (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 165), wie es von der jüngeren Orthodoxie gewünscht wird, würde nur Spaltung und Leid zur Folge haben. Allein aus praktischen Gründen gäbe es eine jüdische Ökumene. Die Vielfalt der religiösen Erscheinungen sei ein Zeichen der Stärke und ein Beweis dafür, daß um die Gestaltung des religiösen Lebens gerungen wird.

### *Tradition und modernes Judentum*

Ehrlich nannte fünf Grundvorstellungen, die heute den meisten Juden gemeinsam seien: 1. Die Liebe zu Israel — das Bewußtsein des gemeinsamen Volkes und der Verantwortung der Juden füreinander. 2. Die Liebe zur Tora, zur Lehre, gleichgültig wie sie interpretiert wird. 3. Die Liebe zum Land Israel, weil die Zukunft des jüdischen Volkes davon abhängt, inwieweit Israel zu einer geistigen und dynamischen Triebkraft wird. 4. Die Liebe zum Geschöpf als Ebenbild Gottes, und schließlich 5. die Liebe zu Gott — irgendwo sei auch dies noch heute Wirklichkeit.

Man kann von diesen fünf Punkten, die Ehrlich nannte, nicht sagen, daß sie im traditionellen Judentum ein Vorbild hätten. Sie stellen das jüdische Glaubensbekenntnis (Deut. 6, 4 ff.) bezeichnenderweise an den Schluß. Es ist aber in der Tat auch fraglich, wie weit es die meisten Juden noch verbindet. Ehrlich stellt die Liebe zu Israel an den Anfang, eine Forderung, die im orthodoxen Judentum eine immense religiöse Bedeutung hat. Nur ist diese Liebe zu Israel ohne Gottesliebe im traditionellen Judentum nicht denkbar. Die Liebe zum Land Israel, die sich, wie Ehrlich sagte, gerade im Juni 1967 erwiesen hat (oder war es nicht doch die Liebe zu Israel, dem Volk und den Menschen?), ist im traditionellen Judentum nur insofern relevant, als es die Gabe Gottes an sein Volk ist. Liebe ist, im Judentum wenigstens, eine personale Beziehung, und insofern ist schon die Liebe zur Tora, wenn sie nicht Liebe zu Gott ist, kaum akzeptabel. Die Reihenfolge dieser Forderungen, sei sie nun Absicht oder Zufall der Formulierung, entspricht wirklich eher den Tatsachen, den Gegebenheiten im heutigen Judentum als den Forderungen der jüdischen Tradition.

Ehrlichs Darstellung des Judentums der religiösen Mitte ist für die Mitte symptomatisch: Judentum orientiert sich hier nach außen hin erst einmal an den greifbaren Dingen: Volk und Land, jedoch nicht in einem nationalistischen Selbstverständnis, sondern in dem (mehr noch Fühlen als) Wissen, daß in all diesem das Judentum als Glaubens- und Lebensweise für das Volk konstitutiv ist. Genauso symptomatisch ist es, wenn Ehrlich die jüdische Orthodoxie nicht verneint, sondern ihr dankbar zuerkennt, daß das Judentum bis heute dank der Orthodoxie

überdauerte, weil diese in ihrer uneingeschränkten Bejahung der jüdischen Tradition zugleich auch die Reste der Tradition wachhält.

### *Rückzug auf Zion?*

Die Position der fast uneingeschränkten Abspaltung vom traditionellen Judentum und eines in der Konsequenz nationalen Rückzuges auf das Land und das biologische Volk Israel vertrat J. Bloch in seinem Referat. Bloch nahm Stellung gegen das von Ehrlich vertretene „selektive Judentum“: Ein Gesetz, zu dem man sich selektiv verhalte, höre auf Gesetz zu sein. Dennoch bricht Bloch keineswegs entschieden mit dem religiösen Judentum, er beharrt (man möchte sagen notwendig) auf der Geschichtlichkeit der Auserwählung. Israel sei Gottes Volk. Nur habe sich das Judentum gewandelt, und auch dieser Wandel sei legitim, da das Judentum in die Geschichtlichkeit eingefügt sei.

Bloch (re)interpretierte den Bund der Väter und den Bund vom Sinai: Konstitutives Element des Bundes sei die Landverheißung. Die Landzugehörigkeit sei eine Gnadengabe Gottes für die Erhaltung des Bundes. Da sie nicht natürlich ist, kann sie auch nicht aufhören. Israel sei Volk nur in seinem biologischen Zusammenhang und in seinem Land. Die Tatsache der Diaspora, daß es Volk auch außerhalb seines Landes gibt, war nur durch das Exil zu erklären. Hört das Exil auf, und es habe jetzt aufgehört, muß die Diaspora zugrunde gehen, sei es, weil sie heimgeholt wird, sei es, weil sie ihre jüdische Identität verliert, die außerhalb Israels nur als religiöse Identität aufrechterhalten werden könne. Da die Religion im Judentum ihre Bedeutung verliere, müsse also auch die Diaspora untergehen.

Bloch negiert zwar die herkömmliche Religion für sich, weil er sie nicht zu leben oder zu glauben vermag, und wohl auch für andere, die an einem unernsten Judentum (als Religion) festhalten. Er beharrt aber auf der Erwählung Israels. Die Juden müßten in der Tat ein „Mehr-als-Volk“ sein. Dies dürfe allerdings nicht zum Verzicht führen. Im Glauben leben heiße nicht, der Welt entsagen. Bloch behauptete dann auch angesichts der Katastrophen, die das jüdische Volk betroffen haben, daß jeder Verzicht auf das Land gefährlich sei.

In der Tat ist es schwer, den gedanklichen Konstruktionen Blochs zu folgen. Es war eher der Ernst des Vortragenden, der überzeugte: Es gibt diese Haltung. In der Diskussion wies auch Simon sogleich auf die Schwächen dieser Behauptungen hin: Man kann nicht den Bund und das Gebot negieren, wenn man das Land auf Grund einer Verheißung in Anspruch nimmt. Und man kann nicht Auserwähltheit in Anspruch nehmen, ohne die Konsequenz, die der Prophet Amos damit verbunden hat, zu tragen: Mehr-als-Volk heißt dienendes und gehorsames und notfalls auch verzichtendes Volk.

Blochs Ausführungen sind teils repräsentativ, teils nur symptomatisch für ein nationales und auch nationalistisches Judentum, in Israel etwa von der äußersten Rechten vertreten. Es kann und will nicht auf religiöse Begründung seiner Existenz verzichten. Wenn es auf die traditionelle Religion verzichtet, was für die israelische Rechte keineswegs vorgegeben ist, dann zieht sie sich auf einen religiösen Mythos zurück, der biblisch begründet wird. Im Gegensatz zum rituellen Selektivismus der religiösen Mitte, der die Tradition bejaht, aber die Praxis anheim-

stellt, wird hier ein religiöser Eklektizismus sichtbar, der die für die Existenz des Volkes Israel konstitutiven Elemente der Bibel bejaht, vielleicht sogar verfälscht, die Offenbarung aber in ihrer Verbindlichkeit negiert oder offenläßt.

### *Totalität und Antitotalitarismus*

Klarer und, am traditionellen Judentum gemessen, unterschiedener waren die Ausführungen Prof. E. Simons zum Thema: Totalität und Antitotalitarismus als Wesenszüge des überlieferten Judentums. Wohl sehr viel weitgehender als etwa Ehrlich bejahte Simon die jüdische Tradition. Judentum sei nur im Kontext der Tradition denkbar. Es ließe sich nicht aus der Schrift unabhängig von der Tradition konstruieren. Judentum sei ein totaler Anspruch, aber kein totalitärer (die Unterscheidung bestehe darin, daß die Totalität eine Hierarchie der Werte und so eine wirkliche Wahl und Entscheidung zuließe, während der Totalitarismus Werte verabsolutiere und sie so zu Götzen mache — eine im Referat noch nicht beabsichtigte Kritik an Bloch). Simon bejaht die Tradition, nimmt für sich aber das Recht der Selektion in Anspruch

(ein Recht, welches das orthodoxe Judentum nicht kennt). Er geht dabei von der Bedeutung der Gebote aus, die im Judentum eine partielle Askese vom Juden fordern, nämlich in der Nahrung, im Geschlechtsleben, im wirtschaftlichen Leben und auch in der Politik. Auch Simon trat für eine starke Bindung an das Land Israel ein: Der jüdische Messianismus sei untopisch, er sein an einen Ort gebunden, nämlich an das Land Israel. Zugleich aber wies er jede Form von totalitärem Nationalismus zurück. Das Land steht für ihn in der Hierarchie der Werte keineswegs an erster Stelle. Auch Simon stimmte mit Ehrlich überein, daß eine hierarchische Rekonstruktion des religiösen Judentums unerwünscht sei. Diese Einrichtung könnte nur zu leicht zur totalitaristischen Institution werden, eine Gefahr, von der das Judentum nicht frei sei, obgleich sein Mangel an Dogmen antitotalitär wirke. Simons Ausführungen sind kaum für eine bestimmte Gruppe in Israel repräsentativ (und sollten es wohl auch nicht sein). Sie sind Ausdruck einer religiösen Geisteshaltung, die für einen Teil des liberalen deutschen Judentums typisch war und die heute in der jüdischen Welt in zahlreichen Schattierungen eher in der Diaspora anzutreffen ist denn in Israel.

## *Nachkonziliare Dokumentation*

### **Ein Hirtenbrief des niederländischen Episkopats**

*Aus Anlaß des Jahres des Glaubens veröffentlichten die holländischen Bischöfe einen gemeinsamen Fastenhirtenbrief, in dem sie zwar vermeiden, auf einzelne Sachfragen einzugehen, die den noch andauernden Gärungs- und Erneuerungsprozeß innerhalb des holländischen Katholizismus bestimmen, in dem sie aber in sehr eindringlicher Form für die Notwendigkeit von Reform und Experiment um Verständnis werben und die gegenwärtigen Zeichen von Glaubensunsicherheit unter ihren positiven Wirkungen für die Glaubensvertiefung zu würdigen suchen. Das Schreiben wurde vom Episkopat in einer eigenen Broschüre (Actie „Voor God“, Postbus 2, Heemstede) herausgegeben. Wir veröffentlichen hier den Wortlaut des Schreibens, das vom 3. März 1968 datiert, in eigener Übersetzung.*

Es gehört in unserer niederländischen Kirchenprovinz zur Tradition, zu Beginn der Fastenzeit mittels eines Fastenhirtenbriefes Kontakt mit Euch zu suchen. In diesem Jahr glaubten wir, in einer eigenen Broschüre etwas ausführlicher auf einige Fragen eingehen zu müssen.

Diese Veröffentlichung soll vor dem Hintergrund der Tatsache gesehen werden, daß wir in einem Gedenkjahr leben, das Papst Paul VI. das „Jahr des Glaubens“ genannt hat. Am 29. Juni 1967 gedachte die Kirche des Martyrertods der Apostel Petrus und Paulus vor neunzehnhundert Jahren. Schon die ersten Christengemeinden hielten das Gedächtnis an diese beiden Apostel zusammen, die im Heilsplan Christi einen so hervorragenden Platz eingenommen haben. Und dies, wie wir meinen, ganz zu Recht. Denn Petrus, das Felsenfundament, war der erste, der die wachsende Gemeinde zu leiten hatte. Paulus, der vom Herrn gerufen war, gab sich selber preis, um alle für Christus zu gewinnen. Seine Worte und Taten sind

ein Zeugnis, das uns noch immer Kraftquelle und Vorbild zu sein vermag.

Als der Herr fragte, für wen die Leute denn den Menschensohn hielten, gaben die Jünger die verschiedensten Antworten. Aber es war Petrus, der das wunderbare Wort sprach: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Um dieser Antwort willen hat ihn Jesus selig gepriesen (Matth. 16, 16 ff.). Und in der ersten Predigt des heiligen Paulus nach seiner Bekehrung, die in der Apostelgeschichte (9, 20) aufgezeichnet ist, gibt er Zeugnis von Jesus Christus, indem er sagt: „Dieser ist der Sohn Gottes.“

Vielleicht fragt sich der Leser nun, warum man dieser Broschüre nicht einen anderen Titel gegeben hat, die diesem Zeugnis des Glaubens entspricht. Warum hat man zum Beispiel nicht geschrieben: Der glaubende Mensch?

Wir sind der Ansicht, daß die Verwirrung und Unsicherheit im Leben vieler wirklich gläubiger Menschen aufgrund der Veränderungen, die sie auf allen Gebieten und auch im kirchlichen Leben erfahren, eine solch große Rolle spielt, so daß wir uns jetzt vor allem damit beschäftigen wollen.

Verwirrung scheint sich täglich neu aus zwei Grundfakten zu ergeben: erstens nämlich aus den tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten, die über Glaubenslehre und Glaubenspraxis bestehen, und zweitens aus dem schmerzvollen Gefühl der Unsicherheit, weil allzuviel von dem, das bis vor kurzem als selbstverständlich zu gelten schien, nun aufgehoben und aufgegeben ist.

In dieser Situation erwartet man wohl recht verschiedenartige Direktiven von den Bischöfen. So fordern einige rechtsverbindliche Verlautbarungen, die Klarheit schaffen und der Verwirrung und Unsicherheit ein Ende setzen sollten. Andere sind der Ansicht, gerade dies dürfe